

Aus dem bunten Strauss nacholympischer Betrachtungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Jugend und Sport : Fachzeitschrift für Leibesübungen der Eidgenössischen Turn- und Sportschule Magglingen**

Band (Jahr): **26 (1969)**

Heft 1

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem bunten Strauss nacholympischer Betrachtungen

Olympia in unserer Zeit

Als bedeutungsvollstes Zeittelchen in Finnlands Geschichte wird die Zehntelsekunde bezeichnet, die Hannes Kohlemainen an den Olympischen Spielen von Stockholm im Jahre 1912 als Sieger des 5000-m-Laufes vom Zweiten, dem Franzosen Jean Bouin, trennte. Der Name dieses Läufers aus unbekanntem nordischem Land, damals autonome Grenzprovinz des grossrussischen Reiches, ging um die Welt. Und mit ihm der Name seiner Heimat: Finnland/Suomi. In dieser Sekunde, hier und jetzt, trat für Millionen das Bild jenes Reiches der tausend Seen, jenes ruhig starken Kämpfervolkes der Finnen aus dem Nebel ferner Vorstellungen in gegenwärtiges Bewusstsein. Suomi und sein Volk verdienen um mancher Gründe Willen gekannt zu werden, beachtet zu sein. Vom olympischen Ruhm seiner unvergleichlichen Läufer, deren Bahnbrecher Kohlemainen und deren berühmtester Paavo Nurmi war, strahlte jedoch das erste klare Licht auf das alte, in neuer Freiheit wiedererstandene Volk.

In Stockholm hatten sich in jenen glücklichen Vorkriegsjahren 3282 Athleten eingefunden. 27 Nationen waren vertreten. An den Spielen in Mexiko, die wir eben erlebten, kamen 7886 Wettkämpfer zusammen. Der Kreis der teilnehmenden Nationen ist auf 108 angewachsen. Und — das ist die eigentliche Revolution — nicht nur die Zuschauer im Stadionrund erleben die Spiele. Für Millionen und Millionen zaubert eine um die Erde kreisende Relaisstation das Drama von Triumph und Niederlage, das Bild äusserster Anspannung, höchster Vollendung oder auch schmerzlichen Versagens auf die Mattscheibe ihrer Fernsehapparate. Was für ein Adel liegt auf der jungen bunten Schar, der die Kamera auf die Trainingsfelder, die Regattastrecken, zu den Schwimmbecken folgt! Was soll man mehr bewundern, das nervös-elegante, blitzende Spiel der Fechter oder den mannhaft heftigen und doch die Regel achtenden Schlagabtausch im Boxring? Was kann ergreifender sein als das gesenkte Haupt des von seinem olympischen Sieg übermannen Athleten?

Zu dieser Schar der nahezu Achtausend zu gehören, bedeutet höchste Auszeichnung. Es ist eine exklusive, aber auch offene Gesellschaft. Sie fragt nicht nach der Herkunft, nicht nach Hautfarbe, nicht nach Stand. Der einzige Massstab ist die Bewährung. Keiner ist hier, der sich nicht in Jahren zuchtvollen Übens bewährt, gegen die Wägsten seines Landes durchgesetzt hat. Es gibt in dieser Gesellschaft Grosse und Kleine; Könige, Ritter und Knappen. Aber die Adelstitel sind nicht

vererbt. Sie sind auf der Kampfbahn erworben. Sie bedürfen der Bestätigung in Vorläufen, unerbittlichen Ausscheidungen, im Endkampf. Es gibt keine wohl-erworbenen Rechte. Es gilt die Forderung: Hic Rhodos, hic salta. Jeder weiss es, jeder kennt die Regel. Jeder kennt den Preis für Teilnahme und Sieg.

Ist dieser Preis zu hoch? «Lohnt» sich das Unmass an Hingabe, die Qual bis zu äusserster Leistungsgrenze? Lohnt sich Tag um Tag der gnadenlosen Fron? Lohnen sich Verzicht auf Becher, Küsse und Umarmung um jenes Sieges willen?

Ernest Hemingway schreibt in «Green Hills of Africa» von einer Begegnung mit Massai-Kriegern: «Es waren die grössten, bestgewachsenen Leute, die ich je gesehen habe; alle schienen munter und glücklich. Als wir schliesslich losfuhren, begannen sie neben dem Auto herzulaufen, fröhlich, lachend: Seht, wie leicht wir zu folgen vermögen! Die Fahrt dem Fluss entlang wurde schneller; es entspann sich ein Wettkampf. Einer nach dem andern musste aufgeben und schied lachend und winkend aus, bis nur noch zwei neben uns herliefen, die besten Athleten der Schar. Sie folgten uns in lang-beinigem weichem und lockerem Rhythmus; Stolz strahlte von ihnen aus.» Diese schwarzen Krieger laufen heute nicht nur in den grünen Hügeln Afrikas, sondern auf olympischer Bahn. Keino, Temu, Wolde... Ihr Ruhm hebt ihr Land für eine kurze Spanne Zeit auf die Ebene der Grossen, der Arrivierten. Ihr Stolz strahlt über Länder und Meere, wärmt ihren Landsleuten das Herz.

Welcher Preis ist dafür zu hoch? Mit welchem Preis sollen die Medaillen der Ringer aus der fernen Mongolei, soll die Bedeutung des 5000-m-Sieges von Mohamed Gammoudi für die Jugend seiner Heimat Tunesien aufgewogen werden? Was ist die Begegnung mit einem seltsamen, Altes und Neues, Vertrautes und Fremdes umfassenden, mischenden und integrierenden Lande wie Mexiko wert? Was wiegt in unserer Welt schwerer als das Treffen der Jugend bei diesen Spielen und Kämpfen unter gemeinsamen Regeln und Brüderlichkeit und Gleichheit? Wo sonst treffen sich Grosse und Kleine, Söhne und Töchter der alten Welt und neuer Kontinente mit gleichen Möglichkeiten?

Der Preis für olympische Siege, der Preis für die Teilnahme sei zu hoch? Welche Krämerrechnung!

Arnold Kaech

«NZZ», Nr. 711/1966

So sieht es der Aktive

Gesamtbilanz positiv

Aus vielen Zeitungen, vor allem aus Leserbriefen, hörte man nach den Spielen die Frage: «Hat sich der grosse Aufwand überhaupt bezahlt gemacht?», wobei sicher in erster Linie an den finanziellen Aufwand gedacht wurde. Ich fühle mich nicht berufen, mit Medaillen,

Plazierungen und Bevölkerungsziffern zu jonglieren, um zu beweisen, dass sich die Teilnahme für die Schweiz doch gelohnt hat. Ich möchte nur von der Warte eines Aktiven aus zum Thema Stellung nehmen. Auch ich stellte mir die Frage: «Hat sich der ganze Aufwand gelohnt?» Die vielen Trainingsstunden, die Verzichte, die finanziellen Opfer auf der einen Seite

der Waage und Rang und Leistung in Mexiko auf der andern Seite ergaben kein Gleichgewicht. Entsprechend gross war auch meine Enttäuschung nach dem Wettkampf. Sie wurde noch grösser, wenn ich an all jene dachte, die etwas in mich investiert hatten, sei es Geld (zum Beispiel das NKES) oder auch nur Hoffnungen. Erst die faszinierenden Kämpfe, die ich nun unbelastet als Zuschauer verfolgen durfte, liessen mich ein wenig darüber hinwegkommen. Nicht nur die grossartigen, fast unglaublichen Leistungen trösteten mich, sondern auch die Tatsache, dass viele versagten, die bedeutend höher kotiert waren als ich... Jetzt, einige Wochen später, kann ich die oben gestellte Frage bedenkenlos positiv beantworten. Ja, alle meine Anstrengungen haben sich gelohnt! Nicht nur, weil die Spiele im Wunderland Mexiko stattfanden. Das Erlebnis «Olympia» wäre mir auch in einem weniger imposanten Rahmen Entschädigung genug gewesen.

Damit hätte ich eigentlich zum Problem, ob die Durchführung von Olympischen Spielen bei der heutigen Neigung zum totalen Sport (ein grässliches Wort!) noch berechtigt sei, oder wenigstens zur Frage, ob sich die kleine Schweiz unter diesen Umständen noch vertreten lassen soll, schon Stellung bezogen. Die Olympischen Spiele dürfen nicht verschwinden, die Schweizer nicht fehlen. Sicher, es gibt (auf beiden Ebenen) viel zu ändern, zu streichen, zu verbessern. Fachleute (und andere) werden darüber zu entscheiden haben. Der «Kern» aber, die Idee hat sich erhalten. Für mich zum Beispiel war vor der Olympiateilnahme die oft zitierte «völkerverbindende Wirkung des Sports» trotz meinen zahlreichen Länderkämpfen nicht viel mehr als ein Klischee. Drei Wochen in der «Villa Olimpica», viele Trainingsstunden auf den verschiedenen Plätzen und Beobachtungen in den Stadien, auf den Strassen, in

der Stadt haben mich von dieser «Wirkung» überzeugt. Ich habe mit Neuseeländern und Burschen von Guinea zusammen gegessen, mit einem Pakistaner gegen Senegal/Rumänien Tischtennis gespielt, mit «Aggressoren» diskutiert. Ich habe mich im Stadion mit den überschäumenden Kenyanern an ihren Erfolgen gefreut und habe einen Vertreter der Elfenbeinküste, der mich immer mit «Ami» anredete, nach seinem Misserfolg getröstet. Eines Abends nach dem Training bin ich eine halbe Stunde mit einigen Brasilianern zusammengesessen, ihren melancholischen halblaut zur Gitarre gesungenen Samba- und Bossanovaklängen lauschend. Ich habe mit einem Marokkaner zusammen Autostopp gemacht und mit den Australiern, die mit einigen Schweizern zu einer mexikanischen Party geladen waren, «Walzing Mathilda» gesungen. Und selbstverständlich liess ich die Gelegenheit nicht aus, mit Amerikanern, Deutschen, Franzosen, Polen und vielen andern zu fachsimplen. Ich habe viele Freunde kennengelernt, auch solche, deren Sprache ich nicht verstand. Eine Geste, ein Lächeln, und man verstand sich eben trotzdem.

Diese menschlichen Kontakte über Sportarten, Nationen, Hautfarben und Ideologien hinweg sind für mich der dauerhafteste Eindruck von den Olympischen Spielen. Und ich bin überzeugt, dass trotz dem enormen Leistungswillen, trotz den unheimlich hohen Anforderungen viele Athleten (und beileibe nicht nur die schwächeren) diese Seite Olympias — und auch das Spielerische im Sport — als Ideal hochhalten. So komme ich eigentlich doch auf das schöne, leider aber schon lange totgesagte Motto Coubertins zurück: «Teilnehmen ist wichtiger als siegen!» Allerdings möchte ich klar und deutlich präzisieren: Teilnehmen und ehrenvoll bestehen!
Edy Hubacher «NZZ»

Unbehagen überall

Sp. Westdeutschlands allgewaltiger NOK-Präsident Willi Daume sprach 1964 in Tokio von einem blauen Auge, mit dem die deutsche Olympiamannschaft noch einmal davongekommen sei. Nach Mexiko klang es schärfer. Josef Neckermann, seines Zeichens Dressurmedaillenreiter, Versandhausmillionär und Gründer der Deutschen Sporthilfe, die finanziell schwach gestellten Athleten unter die Arme greift, zürnte: «Diesmal sind wir ganz gewaltig auf die Nase gefallen!» Wie er grollte auch die Bild-Zeitung; sie hatte 36 Medaillen prophezeit, 25 trafen ein und von neun Goldmedaillen hatte sie vier zu hoch gegriffen. Am meisten ärgerte jedoch, dass die Ostdeutschen wesentlich erfolgreicher abschnitten. «Wie sag ich's meinem Kinde?» war die Sorge westdeutscher Funktionäre. Dies wurde ihnen flugs abgenommen. Kaum in der Heimat gelandet, konnten sie schon die ersten erbitterten Leserbriefe nationalbewusster Deutscher in den Zeitungen lesen. «Kein Wunder, dass der Sport darunter leidet, wenn unsere Jugend nur noch zum Demonstrieren und Randalieren fähig ist!» polterte mehr als ein Schreiber.

Doch nicht nur den Westdeutschen las man die Leviten. Auch in der Sowjetunion tat Chefgenosse Breschnew seinen Unmut kund. So etwa nach dem Motto: Lenin würde sich im Grabe umdrehen. In Ostdeutschland verlieh dagegen das SED-Regime gleich 112 Orden

verschiedenster vaterländischer Prägung, 66 davon an Funktionäre. Durfte sich Dr. h. c. Schöbel, IOC- und NOK-Mitglied der DRR, mit dem «Stern der Völkerfreundschaft» schmücken, musste sich ein Grossteil der Medaillengewinner mit einem persönlichen Geschenk Ulbrichts begnügen. Was mag das wohl gewesen sein? In einem Zürcher Podiumsgespräch durften Hubacher und Berchtold als Vertreter der Aktivitas von einem Publikumssprecher nicht nur hören, dass sie enttäuscht hätten, sondern gleich auch noch, was sie falsch gemacht haben. Angesichts solch nationalen Prestigerings fragt man sich, ob wohl in der Höhenluft von Mexiko und in der Masse der sogenannten Sportfreunde der Verstand verloren ging? Sollte man Olympische Spiele in Zukunft nicht einfach fallen lassen, wenn die Menschen nicht mehr fähig sind, sich an der Leistung eines andern zu erfreuen? Fünf Goldene genügen den Westdeutschen, der «zweite Nationenrang» den Russen nicht mehr. Der totale Sieg muss her. Und 36 von 93 Schweizerathleten unter den ersten Zehn der Welt, mit einer Silber- und vier Bronzemedailles dazu, das nennt der kleine Gernegross Enttäuschung. Da lob' ich mir den Kolumnisten, der forderte, die Athleten sollten künftig nach Sportgruppen einmarschieren. Zuerst alle Leichtathleten, dann die Schwimmer usw. Am Schluss des Feldes vielleicht die Funktionäre — dann darf gepfiffen werden.
J. Sr.

Katzenjammer in der Bundesrepublik

Harte Kritik

Kostspielige vorolympische Expeditionen brachten im Endeffekt nur die Niederlage der deutschen Sportmediziner, die nicht eine einzige brauchbare Analyse der vielfältigen Erscheinungsformen bei der Höhenanpassung zu liefern vermochten und nach vielen allzu dramatischen Warnungen vor Kreislaufschäden und Sauerstoffarmut in 2300 m Höhe plötzlich damit herausrückten, dass die Erkrankungen der Atmungs- und Darmwege in Mexico besonders gefährlich seien.

Die sehr frühe Anreise zahlreicher deutscher Olympiakämpfer hat mit Sicherheit in nur wenigen Fällen zu einer grossen Leistungssteigerung beigetragen. Die Konzentrationsfähigkeit, über Wochen hinweg beansprucht, war plötzlich nicht mehr vorhanden. Sieben Wochen Olympia halten die besten Nerven nicht aus.

Dass Josef Neckermann nicht rechtzeitig darüber unterrichtet wurde, wann er zum Finale in der Dressur anzutreten habe; dass sich die deutschen Reiter einen Protest bei der Jury der Military versagten, weil sie damit einen in diesem Gremium sitzenden Landsmann in Verlegenheit gebracht hätten; dass ein Ringer wie

der Exweltmeister Fritz Stange einfach heimreist, obwohl er noch nicht aus dem Turnier ausgeschieden ist; dass sich Schwimmer ohne Wissen der Mannschaftsführung für einige Tage von Mexico nach Acapulco absetzen; dass Sprinterinnen in Flagstaff Trainer Erich Fuchs ein Staffelttraining ohne jede Folgen verweigern können; dass die aus Deutschland nachgereisten Heimtrainer die Arbeit der verantwortlichen Betreuer behindern oder erschweren durften; dass das Organisationskomitee der Spiele von 1972 so wenig von guter Reklame verstand wie die bundesdeutsche Olympiamannschaft insgesamt und dass es den führenden Männern des Mexico-Aufgebots der Bundesrepublik an Zusammenhalt, innerer Bindung und internationaler Ausstrahlung fehlte:

Das alles kann nicht mehr damit entschuldigt werden, dass der Sport in der Bundesrepublik eine private, freiwillige, ehrenamtliche und im Grunde doch recht nebensächliche Sache sei. Fünf Millionen Mark öffentliche Gelder für die Mexico-Expedition mit allen Präliminarien und Nachspielen sind dafür einfach zu kapital.

«Sport-Illustrierte»

Keine Alternative

Während zwei Oktober-Wochen standen alle am Sport Interessierten im Banne der spannenden und zum Teil hochdramatischen Wettkämpfe von Mexico-City. Auf der Strasse, in den öffentlichen Verkehrsmitteln, in den Cafés, in Büros und Werkhallen, am Familientisch, überall wurden die Ereignisse, die fantastischen Weltrekorde und die Dramen eingehend diskutiert und kommentiert, negative und positive Urteile gefällt.

Als schon in den ersten Tagen verschiedene Hiobsbotschaften — sie blieben übrigens keinem Land erspart — aus dem Lager der Schweizer eintrafen, man ferner von unruhlichen Vorkommnissen lesen konnte, die auf superindividualistisches Verhalten einzelner zurückzuführen waren, fing auch schon das Kritisieren an.

Bei all den Hochs und Tiefs, die es bei solchen Spielen immer geben wird, sind zwei Dinge nicht zu vergessen:

- Die überwiegende Mehrheit unserer Athleten hat sich (das Abschneiden nach den beiden schwarzen Starttagen hat es deutlich bewiesen) in jeder Beziehung gewissenhaft auf diese Spiele vorbereitet.
- Es kann und darf nicht von jedem Olympiakämpfer eine Steigerung seiner persönlichen Bestleistung verlangt und erwartet werden. Die an solchen Weltspielen herrschenden besonderen Verhältnisse und äusseren Umstände sind derart belastend, dass nur ein kleiner Teil der Athleten sie zu meistern vermag. Um so mehr haben wir uns über alle diejenigen gefreut, die ihre persönliche Bestleistung in der vibrierenden Nervenmühle von Mexico-City zu steigern vermochten.

Auf der andern Seite sollte man aber auch erwarten können, dass sich jeder Teilnehmer so verhält, dass er in der bestmöglichen körperlichen und seelischen Verfassung zum Wettkampf antreten kann. **T e i l n a h m e v e r p f l i c h t e t!** Um dieser Verpflichtung nachzukommen, muss u. a. auch die Lebensführung bis zur letzten Minute entsprechend optimal sein, wobei ich

u. a. an kontrolliertes Essen, an genügenden Schlaf sowie auf den Verzicht von Nikotin und Alkohol denke. Individualismus in Ehren, aber was schädlich ist bleibt schädlich und was undiszipliniert und unkameradschaftlich ist bleibt undiszipliniert und unkameradschaftlich. Die Mannschaftsführung hätte diese Extrazuglein schon viel früher kategorisch abstellen sollen — selbst bei medaillenverdächtigen Athleten. Es wäre dann in Mexiko nicht zu diesen unliebsamen Vorkommnissen gekommen. Sobald Ausnahmen toleriert, Kompromisse eingegangen werden, d. h. mit ungleichen Ellen gemessen wird, führt das in einem Team unweigerlich zu Reibereien und Spannungen, und dies in einem Zeitpunkt, wo jeder ohnehin schon nervlich unter Hochspannung lebt. Kommt noch dazu, dass solches Verhalten gewisser Stars kausale Folgen nach sich zieht, indem talentierte Junioren sich sehr gerne auf diese «Vorbilder» berufen.

Jeder Sportler und vor allem jeder Olympiakämpfer sollte nun nachgerade wissen, dass sich das Rauchen negativ auf die Leistungsfähigkeit auswirkt. «Die Rauchgewohnheit», so stellte der Arzt Dr. J.-J. Hegg, Exrekordmann über 400 m, fest, «behindert den Leistungssportler, indem das im Rauch enthaltene Kohlenmonoxyd u. a. den Sauerstoff für Stunden aus dem roten Blutfarbstoff verdrängt und damit das Sauerstofftransportvermögen des Kreislaufes herabsetzt. Was man mühsam durch Training erreicht hat — eine bessere Kreislaufkondition — wird also durch eine einzige Zigarette grösstenteils ausser Kraft gesetzt.»

Das Argument: «Ich bin ein freier Mann und mir kann keiner ...» fällt bei einem Olympiakämpfer dahin. Wer unser Land an Olympischen Spielen vertritt, der geht automatisch die Verpflichtung ein, auch in «Topform» anzutreten. Gezwungenermassen muss er dann auf vieles verzichten. Aber Teilnahme verpflichtet und verlangt vom einzelnen auch diesbezüglich gewisse Opfer. Wer diese moralische Verpflichtung nicht einzugehen bereit ist, der gehört nicht in ein Olympiateam. Hier darf nur der Imperativ des Entweder — Oder gelten.

Marcel Meier